Pam-India
No. 4567
CENTENARY COMMITTEE
Section

Ein Christ im roten Rock.

Vierte Auflage.

Friedenau-Berlin.
Buchhandlung der
Goßnerschen Mission.

Preis 5 Pfg.

Zur freundlichen Beachtung!

Die Goßnersche Mission, eine Gründung des in allen Erdteilen bekannten Verfassers des „Schatzkästchens", des Berliner Predigers Johannes Goßner († 1858), hat ihre Missionsfelder in Vorderindien am Ganges und besonders unter dem Volke der Kols, wo sich schon viele Tausende in der christlichen Kirche haben aufnehmen lassen.

Gaben der Liebe sind zu senden:

An das Kuratorium
der Goßnerschen Mission
in Friedenau-Berlin,
Handjery-Straße 19—20.

Ein Christ im roten Rock.

Auf dem Gottesacker der Missionsstation Ranschi unter den Kols in Ostindien führt ein breiter Gang von dem Eingange bis zur andern Seite. Rechts und links von demselben sind Gräber zu schauen. Rechter Hand schlafen die Europäer und ihre Kinder, linker Hand die Christen groß und klein, welche früher Heiden waren. Unter den letzteren haben sehr wenige einen Leichenstein, während drüben ein jedes Grab mit einem solchen bedeckt ist. Einer von den wenigen hier links gleich am Wege trägt eine Inschrift. Sie ist in englischer Sprache abgefaßt und lautet zu deutsch:

John Prabhudayal Frank,
geb. in Kaschmir 1844,
gest. zu Ranschi 1865. Phil. 1, 21.

Die angeführte Bibelstelle lautet: „Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn." Wer aber dorthin bestattet ist, und was er in seinem kurzen Leben von einundzwanzig Jahren erlebt hat, das soll jetzt mitgeteilt werden.

I.

Kaschmir ist ein Land, mehrere hundert Meilen von Ranschi entfernt, schon jenseits des Gebirges gelegen, welches im Norden Indien gegen das Innere von Asien abgrenzt, genannt der Himalaya. Dort wohnte ein Tempelpriester Namens Debi-Ram. Wie seine Frau hieß, kann nicht angegeben werden. Auch nicht, welches ihr Wohnort war! Der Mann diente einem kleinen Fürsten jener Gegend und hatte mehrere Kinder. Er benannte sie nach der

Sitte bald nach der Geburt mit einem Namen, den sie dann ihr Leben lang führen sollten, und jeder hatte in der Sprache denn auch seinen Sinn und seine Bedeutung. Nicht immer schön! Denn ein älterer Bruder wurde: „Der Verdächtige“ gerufen, indisch: „Schankâr“, ein andrer „Morh“, was aber nicht wie bei uns einen Schwarzen bezeichnen sollte, sondern den Pfau, den männlichen Pfau. Als jedoch derjenige Sohn geboren war, welcher so weit weg einmal seine letzte Ruhestätte finden sollte, da fiel es dem Vater ein, dem einen ganz besonderen, ja einen besonders schönen und herrlichen Namen beizulegen, nämlich den, welcher noch auf seinem Grabsteine zu lesen steht, nämlich Prabhudayal. Derselbe besteht aus zwei Worten, aus Prabhu und Dayal. Prabhu bedeutet „Herr“, Dayal „ist gnädig“. So hieß das Knäblein von Jugend auf: „Der Herr ist gnädig.“ Nun hat sein Vater sicherlich nicht an den gedacht, welchen wir meinen, wenn wir sagen: „Der Herr!“ Sondern er hat wohl den seiner Götter oder Götzen damit ehren wollen, etwa den Ram, nach welchem er selbst den Namen führte, oder den Siva oder den Ganesa oder irgend einen andern. Allein das Kind hieß nun einmal so. Und wer weiß, was noch aus ihm werden kann!

Die Familie blieb übrigens nicht lange an dem Orte. Ein böser König, welcher über dem kleinen Fürsten stand, quälte seine Unterthanen gewaltig. Die Folge davon war, daß ihrer viele ihre bisherigen Wohnsitze verließen und sich anderswo ansiedelten. Die Eltern Prabhudayals wählten zu ihrem neuen Wohnplatze eine Gegend am Gebirge, welche ausnehmend schön ist. Es giebt in Indien ein Sprichwort, das ist eigens von diesem Lande hergenommen und soll bedeuten, es sei dort so wunderschön, daß so leicht niemand von dort wieder wegziehe. Da giebt es kostbare Wälder, rauschende Waldbäche, prächtige Berge. Die Hitze ist nicht so groß wie in andern Teilen Indiens — kurz, es muß ein kleines Paradies sein. In ihm verlebte der Knabe seine Jugend bis zu seinem dreizehnten Jahre. Bald jedoch, nachdem er mit den Seinen angelangt war, wurde die ganze Famile in tiefe Trauer versetzt. Die Mutter starb. Das machte auf das Jüngelchen einen tiefen Eindruck. Er behielt seitdem in seinem Wesen etwas ernstes, sinnendes und träumerisches bis an sein

Lebensende. Uebrigens wuchs er nicht wie viele andre Kinder ohne Unterricht auf, sondern sein Vater unterwies ihn früh im Lesen und Schreiben: ja, er mußte auch lernen, wie die Völker Indiens vor tausend Jahren geredet haben.

Als er ungefähr ein Dreizehnjähriger war, gab es in Indien mit einemmal ein großes Landesunglück. Wie bekannt, sind die Engländer Herren in dem ganzen großen Reiche und oft nicht gerade sehr gütige und gelinde Herren. Gegen sie empörten sich damals viele tausend Indier und ermordeten, was ihnen unter das Messer kam, Männer, Weiber und Kinder, deren Haut weiß war. Natürlich schickte dann alsbald die Königin von England Soldaten hin, welche die Empörer besiegen sollten, und in Indien selbst wurden diejenigen, welche den Engländern helfen wollten, zu den Waffen gerufen. Da ließen sich denn auch viele junge Leute in Kaschmir anwerben, auf daß sie gegen die Aufständischen ziehen könnten. Unter ihnen war unseres Prabhudayals älterer Bruder Schankar und er selbst. Wiewohl er erst dreizehn Jahre zählte, hielt er sich doch für stark genug, ein Reitersmann zu werden. Und das darf hier niemand in Europa wundern, denn die Kinder in Indien werden in der That früher groß und stark als in unseren kälteren Himmelsstrichen.

Genug, das Jüngelchen war mit einemmal ein Soldat geworden und ritt gegen den Feind. Gut, daß sein Bruder mit ihm war. Ganz mutterseelenallein hätte ihm das Herz manchmal doch wohl noch ein wenig lauter geklopft, als es nun mit lautem Hörnerklange hinaus in die Ferne ging. Die heimatlichen Berge blieben im Rücken und waren nach einigen Tagen ganz verschwunden. Die Reitersleute rückten nach Süden, um zu helfen, daß eine große Stadt erobert würde, in welcher sich viele Aufständische verschanzt hatten. Doch, als sie dort anlangten, hatten andere englische Soldaten das Werk schon gethan und die Feinde herausgeschlagen. Aber weiter im Süden war noch viel zu thun. Da gab es noch Aufrührer die Menge und mit guten Waffen versehen. Die sollten noch viel blutige Arbeit machen, nämlich, wenn sie sich wehrten oder angriffen, oder wenn sie niedergemetzelt oder gefangen genommen wurden. Und so geschah es, während das Regiment, in welchem die beiden Brahminenjünglinge dienten, weiter südlich rückte. Sie legten viele Tagesmärsche zu-

rück, und sehr oft mußten sie blank ziehen und einhauen, wie es das Kriegshandwerk mit sich bringt.

Eines Tages aber gab es ein Gefecht; in dem trug sich ein großes Unglück zu. Schankär, der ältere Bruder, nämlich fiel den Feinden in die Hände, und während seine Kameraden, sein eigener Bruder mitten unter ihnen, es sehen konnten, fielen eine Menge wüster Heiden und Muhammedaner über ihn her und hieben ihn buchstäblich in Stücke. Das erschütterte und erschreckte alle, die das schauten, am gewaltigsten natürlich unsern Prabhudayal. Er wünschte sich: „Ach, daß ich doch mit ihm gestorben wäre!“ Nun war er wirklich mutterseelenallein, fern von seiner Heimat, ohne jeden Ratgeber und Helfer, wie ein Waisenknabe. Und wenn auch rechts ein Reiter und links ein Reiter ritt, der blutjunge Reitersmann in der Mitte war doch allein und war mit seinen Gedanken ganz wo anders. Er hat es später erzählt — er sehnte sich nach etwas anderem und besserem; allein ihm war ganz verborgen und unbekannt, was es sei oder wo es zu finden sein möge, darnach er in seinem Herzen seufzte.

Inzwischen war die Ruhe im ganzen Lande wieder hergestellt. Es hatte immer einige Jahre gedauert, bevor das kam. Unser junger Freund zählte bereits sechszehn Jahre, da wurde dem Regiment, in welchem er diente, angekündigt: „Ihr könnt nun wieder nach Hause gehen, oder wo Ihr sonst hinwollt — das Regiment wird aufgelöst. Da fiel ihm, wie man wohl sagt, das Herz vor die Füße, das will sagen, er wußte vor Schreck nicht recht, was er machen sollte. Zu seinem Vater die vielen hundert Meilen nach dem Gebirge wieder hinaufziehen? Das gefiel ihm nicht. Dagegen hatte er am Soldatenstande so großen Geschmack gefunden, und es war ihm so, als ob in der Ferne noch irgend etwas Großes und Schönes auf ihn wartete. Vielleicht ließ es sich doch machen, daß er bei einem Regimente, welches auch noch zu Friedenszeiten bestehen blieb, eintreten und in ihm weiter dienen könnte. Nun kam es ihm zu paß, daß er mittlerweile die Trompete blasen gelernt hatte. Da konnte er sich also bei einem Major oder Oberst melden und sich anbieten: „Können Sie mich nicht bei dem Musikchore Ihres Regimentes brauchen?“ Nur war noch eins zu befürchten. Weil sich bei dem großen Aufstande gegen die Engländer

so viele Brahminen, also Leute aus dem angesehensten Stande in Indien, beteiligt hatten, wurden nun auch wenige von ihnen bei den Soldaten behalten. O weh, wenn es also heißen sollte: „Prabhudayal, du bist ein Brahmine, deshalb können wir dich nicht gebrauchen." Doch nein! So kam es nicht, sondern er wurde angenommen und konnte weiter Soldat bleiben, nur nicht mit der Waffe, sondern mit der Trompete.

Es war das fünfunddreißigste Regiment, in welches er eintrat. Wie die Soldaten in England, so haben auch die in Indien rote Röcke, und das steht den schwarzbraunen Leuten da draußen in Asien noch besser als den weißen Europäern. Unser sechzehnjähriger Musikus oder Regimentshornist, oder wie ihr ihn sonst nennen wollt, zog also auch als ein Rotrock umher. Jetzt aber nicht mehr hoch zu Roß, sondern fein säuberlich zu Fuß, entweder mit einer Sandale, die untergebunden wird, oder auch barfuß oder nackt! Marschieren jedoch können die Leutlein draußen in Indien, daß es nur so eine Art hat, manchmal Tag und Nacht, wenn es nötig ist. Marschieren mußten die Fünfunddreißiger auch bald. Denn es kam Ordre: „Das Regiment ist nach Duranda bei Ranschi in der Provinz Tschota Nagpur versetzt." Da ging es denn los, und es dauerte wohl einige Wochen, als sie an Ort und Stelle gelangten.

Schon unterwegs lernte Prabhudayal die andern Regimentsmusikanten näher kennen, unter welchen er von da an zu leben hatte. Das waren seltsame Geister. Der Tambourmajor voran! Der gab sich für einen Christen aus, nämlich für einen katholischen, war aber schlimmer als ein Heide. Als er und verschiedene andere der Musikbande, die alle Christen waren, vor drei Jahren in die Hände der muhammedanischen Aufrührer fielen, hatten sie gesagt: „Wir sind Muhammedaner." Diese Lüge rettete ihnen ihr Leben: sie wären niedergemacht worden, wenn sie sich als Christen erklärt hätten. Das Volk lebte denn auch schändlich, trank viel Schnaps, trieb andere schändliche Dinge und war ein schlimmes Chor. Nur zwei Leute unter dem ganzen Haufen waren stiller und verständiger. Aber wie das zu gehen pflegt — natürlich wurden solche Menschen, welche wie weiße Sperlinge unter den grauen sind, von den übrigen ein wenig über die

Achsel angesehen. So durfte es der einzige Heide unter der ganzen Rotte, Prabhudayal nämlich, auch nicht wagen, mit den zweien einige Freundschaft zu schließen. Sie gingen so nebeinander her.

II.

Als das Regiment, in welchem unser Freund als Trompeter stand, an sein Ziel gelangte, erkannten die Mannschaften bald, daß Duranda ein ganz netter Ort sei. Die Häuser für sie waren wohnlich, der Exerzierplatz lag weit und geräumig da, die Luft konnte drüberhin gehen, nur ein großes Flußthal trennte Duranda von der großen Stadt Ranschi — hier würde sich wohl leben lassen. Wenn die Soldaten aber aus ihren Quartieren dorthin wanderten, etwa um sich etwas zu kaufen oder sich die Leute auf den Straßen anzusehen oder einige von ihnen zu besuchen, so mußten sie allemal an einem Gebäude vorbei; derart hatten sie schon einige auf ihrem Marsche durch die verschiedenen Städte Indiens geschaut — aber wenige waren so schön und stattlich gewesen, wie sie es nun vor sich sahen. Das war eine Kirche. Die christlichen Soldaten haben natürlich gewußt, was sie zu bedeuten habe. Dem heidnischen jungen Kameraden aber mag sie zuerst ziemlich fremd vorgekommen sein, und ohne Zweifel hat er sich erkundigt, was das für ein Bau sei, und wer zu demselben gehöre. Da ist ihm dann wohl gesagt worden: „Hier wohnen Herren aus Europa, deren Tempel ist das; sie verkündigen hier die Religion der Christen."

Die Quartiere in Duranda waren noch nicht lange bezogen, da meldeten sich die beiden stillen und verständigen Leute, von denen sich der junge Brahmine so angezogen gefühlt hatte, und baten um die Erlaubnis, am Sonntage zum Gottesdienste in die Kirche zu gehen. Der Major gestattete es gern, und die zwei versäumten es seitdem niemals, sondern waren sonntäglich im Gotteshause zu finden. Bald aber wurde von dem Major gefragt: „Warum besuchen denn nur die beiden Trompeter die Kirche? Sind denn die andern keine Christen. Können sie das nicht auch thun? Ja, hieß es, sie alle mit Ausnahme eines einzigen sind Christen. Der eine einzige ist ein junger Brahmine. Da kam der Befehl: „Alle Christen gehen jeden Sonntag zum Gottesdienste!" Das geschah denn auch. Nur Prab-

hudayal blieb zurück. Die andern marschierten Sonntag für Sonntag Morgen hinüber nach Ranschi in unsere Kirche.

Da war es dem einsamen jungen Manne, als ob er wie aus einem Traum erwachte. Er fragte: „Kann ich nicht auch ein Christ werden?“ Kaum merkten das seine Kameraden, so gab es einen fürchterlichen Sturm unter ihnen. Sie gerieten ganz außer sich, nicht vor Freude, o nein, sondern vor Aerger und Ingrimm. „Was!“ schrieen sie, „du willst ein Christ werden! Du darfst das nicht, du bist bloß ein Hindu. Wir stammen von europäischen Vätern ab. Du kannst nicht mit uns auf derselben Bank sitzen. Du sollst uns nicht gleich werden.“ Ja, der Tambourmajor, von welchem schon vorhin die Rede war, nahm den Mund gewaltig voll und rief ihm zu: „Wenn du dich unterstehst, zu den Missionaren zu gehen, so sollst du es fühlen.“ Das war fürwahr ein niedliches Stückchen. Ein Heide will ein Christ werden, und Christen fangen darüber an zu skandalieren und drohen ihm mit Strafen, wenn er es ausführen werde.

Aber gut nur, daß es einen Gott im Himmel giebt! Der ist mächtiger als die thörichten Menschenkinder und kann einen armen schwachen Jüngling schon vor ihrem Drohen und Schelten bewahren. Prabhudayal war ganz still geworden und ging so seinen Weg hin. Es mochte etwa zwei Jahre her sein, seit sie nach Duranda gekommen waren, da hatten zwei Muhammedaner, welche er kannte, etwas bei dem einen Missionar zu thun. Er bat, ob er sie nicht begleiten dürfte. Dagegen hatten die nichts. Also gingen die drei nach dem Hause und ließen hinein sagen, der Hausherr möchte doch einmal zu ihnen auf die Veranda hinauskommen. Das that er auch. Er kannte das Kleeblatt schwarzbrauner junger Männer, welche da auf ihn warteten, nicht. Von ihnen aber gefiel ihm der dritte, welcher zur Seite stand und kein Wort sprach, am allermeisten. Die beiden anderen fingen eine Unterredung an. Allein bei allem, was der Missionar antwortete und sagte, dachte er mehr an den Schweigenden als an die, welche gefragt hatten. Derselbe machte ihm den Eindruck, als ob er schon ein Christ sei oder es werden wolle, und es war ihm ums Herz, als ob eine Stimme über denselben sprach: Entweder bist du schon unser, oder du mußt unser werden.“

Wie aber sah es in Prabhudayal aus? Er hat es später gestanden: „Mir war zu Mute, als ob mir mein Herz zerspringen möchte, und ich hätte immer ausrufen mögen: Ich glaube, und ich will ein Christ werden! Doch ich fürchtete, der Missionar möchte mir antworten, wie mir früher meine Kameraden geantwortet hatten. Darum war mir mein Mund wie zugebunden." Schweigend wie er gekommen, schied er auch wieder. Allein der Missionar konnte das Antlitz nicht vergessen. Deshalb rief er stracks einen Gehilfen, der früher ein Heide gewesen und nun ein Christ war, Wilhelm Luther mit Namen. Dem erzählte er von dem Begegnen und trug ihm auf: „Habe acht auf den jungen Mann und geh ihm nach!" Das that er alsbald.

Drei Tage nach jenem ersten Besuche war es, ja schon nach drei Tagen kam Wilhelm Luther mit ihm an. Das war ein fröhliches Wiedersehen. Denn nun erklärte Prabhudayal ohne Furcht und ohne Scheu: „Ich wünsche ein Christ zu werden." Darauf las ihm der Missionar etwas aus der Bibel vor und sprach mit ihm. Zuletzt aber knieten sie alle drei nieder, und ein Lob- und Dankgebet wurde vor Gott den Herrn gebracht. Dann dauerte es nur noch acht Tage, und Prabhudayal sagte es mutig vor allen, die es hören wollten: „Ich werde ein Christ." Da mögen seine Kameraden schöne Gesichter gemacht haben. Aber macht nur Gesichter, so viel ihr wollt, ihr schlechten Christen! Wenn ein Heide und gar noch ein Brahmine in Indien ein Christ werden will, dann freuen sich die Engel im Himmel, und wer hier auf Erden das Herz auf dem rechten Fleck hat, freut sich von Herzen mit. Und wer dies alles liest, mag nachträglich seine Freude daran haben!

Damit Prabhudayal aber es auch nicht zu schwer habe, wollte der Missionar ihm wenigstens etwas helfen. Darum setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen Brief folgenden Inhalts: „Lieber Herr Major! Ein Trompeter Ihres Regiments, Prabhudayal mit Namen, will ein Christ werden. Bitte, erlauben sie doch, daß er in die Kirche zum Gottesdienste und in der Woche zum Unterricht zu uns kommt." Das hatte eine gute Wirkung. Denn gleich bei dem nächsten Zusammentreten des Regimentes auf dem Paradeplatze rief der Major den jungen

Mann vor die Front und fragte ihn vor allen andern: „Ist es wirklich dein Wunsch und Wille, ein Christ zu werden?“ Ruhig und fest antwortete Prabhudayal: „Ja!“ Darauf der Major: „Ich befehle hiermit allen Mannschaften vom Regimente, daß Ihr mir diesen Mann ungeschoren lasset. Wer ihn in irgend einer Weise deshalb, daß er ein Christ werden will, belästigt, soll schwer bestraft werden.“ Das half vorläufig.

Das war gegen Ende des Monats Mai im Jahre 1862. Seit jenem Tage kam er an jedem Sonntage zur Kirche und jeden Wochentag zum Lernen dessen, was einer erfahren haben muß, um getauft zu werden. Er wußte so gut wie nichts vom christlichen Glauben. Aber sein Eifer, seine Lust und Liebe zum Unterrichte waren so groß, daß bald daran gedacht werden konnte, den Tauftag festzusetzen. Auch ließ er sich weder durch Sturm noch durch Regen noch durch Donner und Blitz abhalten, den Weg von Duranda nach Ranschi zu machen. Wiewohl Ende Mai und Anfang Juni noch die heiße Zeit in Indien ist, in welcher der Himmel ehern auf die Erde niederglüht und das Sonnenlicht weiß und hell und grell herniederleuchtet, giebt es ab und zu doch ein tüchtiges Gewitter. War aber die festgesetzte Stunde für Prabhudayal da, so mochte es krachen und wettern, der ehrliche Soldat kam doch und ließ sich unterweisen. Deshalb dauerte sein Unterricht auch nur wenige Wochen; schon am 12. Juni, am Donnerstage nach Pfingsten jenes Jahres, sollte er getauft werden.

Das war ein herrlicher Tag. In dem schönen Gotteshause zu Ranschi steht der Taufstein unter der Kanzel, dicht bevor man die Stufen aus dem Schiffe der Kirche zum hohen Chore hinaufsteigt. Da hatten schon viele Heiden gestanden und ihr Haupt über dem Taufbecken gebeugt, um mit dem Wasser in das Wesen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes getaucht zu werden und dabei einen neuen Namen zu empfangen. An jenem Donnerstage wurde von neuem aus einem Heiden ein Christ, und die beiden neuen Namen, welche ihm, wahrscheinlich auf seinen Wunsch, beigelegt wurden, zeigten deutlich an, wie er seine Taufe ansah. Vor seinen früheren setzte er John. Das ist auf englisch dasselbe, was wir Johannes aussprechen. Das bedeutet:

„Jehova ist barmherzig.“ Frank aber heißt so viel als „frei“. Also wollte er ein freier Mann geworden sein, frei vom Heidentume, frei von der Sünde, frei vom Teufel. Sein alter Name Prabhudayal aber hatte nun auch rechte Bedeutung bekommen: „Der Herr ist gnädig.“ O was für drei herrliche Ausdrücke: „Jehova ist barmherzig! Der Herrr ist gnädig! Ein freier Mann!“

Wenn aber ein erwachsener Heide getauft ist, muß er noch des weiteren unterwiesen und zum ersten Genusse des heiligen Abendmahles vorbereitet werden. Das folgte nun auch bei diesem unserem Täuflinge. Nach zwei Monaten etwa, nämlich am 10. August, in jenem Jahre an einem Sonntage, war diese zweite Feier, vormittags die Konfirmation und abends die Beichte und das heilige Abendmahl. Von nun an ging unser Freund seinen Weg dahin wie ein anderer Christ der Gemeinde Ranschi. Nur hatte er sehr viel Herzeleid durch seine Kameraden zu dulden, die es noch gar nicht verschmerzen konnten, daß er ihnen von nun an gleich sein sollte. Weil sie ihm öffentlich nichts anhaben konnten, versuchten sie es mit heimlichen, listigen und schändlichen Mitteln. Soll ich euch eines dieser sauberen Stückchen erzählen? Da richtete der eine seiner Kameraden einen Kindtaufschmaus aus. Wäre Prabhudayal kein Christ geworden, so hätten sie sich schwerlich um ihn gekümmert. Nun aber wollten sie ihn in ihrer Mitte haben, um ihm eine Schlinge zu legen, damit er sich in derselben finge. Was thaten sie? Der Kindtaufsvater lud ihn zum Abendessen ein. Das durfte natürlich von unserem jungen Freunde nicht ausgeschlagen werden; sonst hätte er den Mann ja beleidigt. Er stellte sich auch wirklich ein und fand die ganze schlimme Rotte versammelt, den Tambourmajor an ihrer Spitze. Zuerst als sie aßen, ging es noch so leidlich. Zuletzt kam der Schnaps an die Reihe. Dem wurde gewaltig zugesprochen. Die ganze Gesellschaft aber wußte: „Prabhudayal hat, als er Christ wurde, feierlich versprochen und gelobt, keinen Branntwein mehr zu genießen.“ Was wird er nun thun, wenn er an die Reihe kommt? Wird er trinken, oder wird er nicht trinken? Der Tambourmajor nahm sein Glas in die Hand, hob es in die Höhe, sah den jungen Christen mit einem bedeutungsvollen Blicke an und rief: „Ich trinke! Es ist keine Sünde! Unsere

Geistlichen trinken auch Rum!" Und dabei goß er das Feuerwasser hinunter. Die andern alle in der Gesellschaft thaten das gleiche. Nur ein Glas blieb stehen. Wessen? Das unseres John Prabhudayal Frank! Nun drangen sie auf ihn ein, er möchte doch auch mitmachen. Er schwankte einen Augenblick, was er thun sollte. Vielleicht einen Tropfen trinken, um doch Bescheid zu thun? Schon hatte er das Glas in die Hand genommen, schon hatte er es bis zu seinen Lippen aufgehoben. Da wußte er aber auch schon, was er machen mußte. Er drehte das Glas um und schüttete den Branntwein auf die Erde. Dann stand er auf und eilte von dannen.

Seit jener Stunde waren die Menschen ihm noch mehr spinnefeind. O was hat die böse Rotte hernach alles noch ausgesonnen, um durch Lügen den jungen Mann ins Unglück zu bringen. Das einemal hatten sie es sehr fein eingefädelt und sehr schlau durchgeführt. Da war es wirklich schon so weit gekommen, daß er ins Loch hatte wandern müssen, nämlich in den Arrest. Zum Glück aber wurde unser Missionar davon benachrichtigt, und der ruhte nicht, sondern drang auf eine neue Untersuchung der ganzen Sache. Nun kam es zu Tage, daß John Prabhudayal Frank unschuldig war. Hätte der Missionar stille dazu geschwiegen, so sollte sein Schützling das ganze Weihnachtsfest über im Soldatengefängnisse gesessen haben. Jetzt kam er kurz vor den Feiertagen wieder heraus, und um ihn gleichsam für die ohne Schuld erlittene Strafe zu entschädigen, gab ihm der Major acht Tage Urlaub, damit er nach Ranschi hinübergehen und dort die lieben Christtage, den heiligen Abend und den Weihnachtstag, mit begehen und mit den andern Christen zusammen sein könne. Das geschah denn auch.

Vor seinen Kameraden hatte John von da an Ruhe. Sie ließen ihn seitdem in Frieden. O wie würden sie ihn aber noch mehr im Herzen gehaßt haben, wenn eines gekommen wäre, wie es der Major mit ihm im Sinne hatte. Der wollte nämlich ihn nun, nachdem er ein Christ geworden war, den andern Regimentsmusikanten gleichstellen. Bisher hatten sie eine höhere Löhnung erhalten als er; jetzt sollten sie dieselbe erhalten. Auch andere Vorrechte hatten sie vor ihm voraus gehabt; das sollte nun gleichfalls aufhören. John Prabhudayal Frank hörte

den Major davon zu ihm reden. Allein er zeigte nicht, daß er sich darüber freute. Sein Herz hatte andere Wünsche. Er sagte es frei heraus: „Ich möchte gern den Missionaren bei ihrem Werke helfen und so meinem Gotte dienen. Entweder hier oder in dem Orte Kangra!" Aber davon wollte der Major nichts wissen, daß er ihn als Regimentsmusiker entließe. Nein, das ging nicht so einfach. Denn es wird wohl drüben in Indien so sein wie hier bei uns in Europa, daß sich solche Leute auf eine Anzahl von Jahren verpflichten müssen, wenn sie bei den Soldaten eine Anstellung bekommen. So mußte also der Wunsch unerfüllt bleiben, wenigstens vorläufig. Ob es später einmal möglich sein würde? Ob dann eine Zeit kommen sollte, da der junge Christ lernen und hernach lehren könnte? Das wußte allein Gott der Herr!

III

Anderthalb Jahre vergingen. In ihnen blieb John Prabhudayal Frank ruhig Musikant, was er bis dahin gewesen war. Als aber gar sein Regiment von Duranda wieder wegversetzt wurde und nach Gwalior, einer entfernten Stadt, kam, da fiel ihm die Trennung von seinen Lehrern und seiner Kirche doch zu schwer. Er mußte noch einen Versuch machen, von seinem Regimente und von seinem Dienste los zu kommen. Er that es. Und siehe, diesmal gelang es. War es noch der alte Major, war ein neuer an seine Stelle gekommen — ich kann es nicht sagen. Nur so viel habe ich erfahren: unser Brahmine, der getauft worden war, durfte den roten Rock ausziehen und gewöhnliche Kleider, wie sie sonst in Indien getragen werden, anlegen. In ihnen aber machte er sich rasch auf den Weg nach Ranschi, wo er im Monate Juli des Jahres 1864 bei den Missionaren glücklich anlangte.

Er sah sehr wohl aus. Vor allem strahlte sein Gesicht vor heller Freude, daß er wieder an dem Orte war, wo sich Gott der Herr seiner Seele angenommen hatte. Seine Lehrer aber waren auch fröhlich, daß er ihnen zurückgegeben worden war. Sie wünschten nämlich auch, gerade wie er es wünschte, daß er nun in der Schule etwas Tüchtiges lernen möchte, damit er später ein rechter Gehilfe beim Unterrichten, da die Heiden und jungen

Christen im Katechismus zu unterweisen waren, werden könne. Also setzte sich der zwanzigjährige Jüngling zu den Schülern hin, welche schon vor ihm zu lernen angefangen hatten. Und da er bereits in seiner Jugend, ohne Zweifel im Vaterhause und hernach bei den Soldaten, Gelegenheit gehabt hatte, auch manches gute zu sehen und zu hören, was ihm nun wieder einfiel, ja, da er nach seinem ganzen Aussehen ein verständiger, kluger Mensch gewesen sein muß, so wird es mit dem Lernen gut gegangen sein. An Eifer, Fleiß und Aufmerksamkeit ließ er es auch nicht fehlen — das merkten die Missionare wohl und hatten ihre Freude daran. O wie schön sollte es sein, wenn er erst etwas ordentliches gelernt hatte und dann als ihr Helfer eintreten konnte!

Allein der Mensch denkt, und Gott lenkt. Vier, fünf Monate waren so verflossen. Da wurde fünf Stunden von Ranschi auf einem Dorfe Namens Itki eine Kirche eingeweiht. Zu dieser Feierlichkeit begaben sich die Missionare dorthin, und von den Schülern gingen auch viele mit — ich denke mir, sie sollten draußen auch singen. Es war gerade November, der Beginn der kalten Zeit des Jahres. Möglich, daß sich der junge Mann auf diesem Wege stark erkältete. Möglich, daß es schon länger in ihm war! Aber von Itki kam er sehr matt und elend wieder. Wenige Tage darauf jedoch wurde den Missionaren die Nachricht gebracht: „John Prabhudayal Frank hat viel Blut gebrochen." Sie eilten hin. Richtig, er hatte einen Blutsturz gehabt. Da lag er bleich und erschöpft auf seinem Lager. Früher ein Bild der Gesundheit, jetzt ein Jammerbild! Wie wird das noch enden?

Natürlich mußte gleich der englische Doktor kommen und angeben, wie der Kranke gepflegt werden sollte. Auch die Missionare wußten seit langen Jahren, was mit solchen schwer erkrankten Leuten anzufangen ist. Es wurde davon nichts versäumt, nein, es wurde ihm die sorgsamste Pflege zu Teil. Aber es half alles nichts. Noch mehrere Male kam ein heftiges Blutbrechen, und dann wurde sehr bald klar, der Kranke bekam die Auszehrung. Da wird ein Mensch immer schwächer und schwächer, immer blässer und blässer, immer elender und elender, zuletzt aber kommt das Ende. So wurde es auch mit ihm. In der ersten Zeit der Krankheit hatte er noch so viel Kräfte, daß er

sich nach der Schule schleppen konnte. Dann mußte er es lassen und zu Hause bleiben, wenn seine Mitschüler durch die Glocke zum Unterricht gerufen wurden. O wie gern wäre er mit ihnen gegangen! Aber er konnte ja nicht. Dann versuchte er es noch einige Male, daß er sich Sonntags zur Kirche schleppte. Allein selbst das ging bald nicht mehr. Da mußte er endlich auch darauf verzichten. Und das that ihm besonders weh. Von nun an lag er immer nur auf seinem Lager oder saß oder machte einige Schritte nur — es war deutlich zu sehen: „Seine Seele gefiel Gott wohl, darum eilte er mit ihm aus diesem bösen Leben."

Womit beschäftigte er sich aber, wenn er nun so Tag aus Tag ein still für sich sein mußte? O, er hatte seine Bibel. Die konnte er lesen, aus der konnte er sich Stellen abschreiben und notieren. Und das that er denn fleißig. Er führte eine Art Tagebuch. In dasselbe verzeichnete er auch die Sprüche, welche ihm besonders gefielen. Derer fanden sich nachher viele, doch kann ich euch keinen nennen, an denen er sich besonders ergötzt hat. Unsere Missionare haben davon nichts näheres mitgeteilt. Sie berichten nur, es wäre aus dem ganzen Tagebuche mit allen seinen Bibelstellen deutlich zu ersehen gewesen, daß der kranke Jüngling ein frommer ernster Christ geworden war. Sie nennen ihn „köstlich". Und ihr wißt ja, was darunter zu verstehen ist, wenn man jemand „einen köstlichen Menschen" nennt. Das Gold wird auch köstlich, wenn das Feuer die Schlacken und den Unrat davon wegbrennt.

Mehr als ein halbes Jahr hatte der Kranke so hingebracht, da stand anfangs Juli 1865 sein Tod vor der Thüre. Am dritten Tage des Monats wünschte er noch einmal das heilige Abendmahl zu feiern. Dazu versammelten sich die Mitglieder der ganzen ersten Schulklasse an seinem Lager, um es gemeinsam mit ihm zu genießen, sie alle, um neue Kraft zum Weiterleben zu erhalten, er allein, um als ein rechter Christ dem Tode entgegen zu gehen. Tags darauf war deutlich zu sehen: Das Ende ist da! Als die Missionare zu seinem Sterbebette traten, kannte der Scheidende sie nicht mehr. Aber auf alle Fragen, die sie an ihn richteten, antwortete er klar und deutlich. Z. B.: „Sind dir," fragte der eine, „alle deine Sünden vergeben?" Er sprach: „Ja, in der heiligen Taufe und im heiligen Abendmahle!" Als er

schon kaum mehr sprechen konnte, fing er an zu beten, und die Umstehenden hörten ihn mit seinen erblassenden Lippen mühsam herausbringen: „O Herr, sollte in deinem heiligen Buche noch irgend eine Sünde von mir angeschrieben stehen, so lösche du sie in deiner großen Gnade aus, und durch dein heiliges Blut mache du mich rein! Mache mich fertig und bereit für dein Himmelreich, daß ich nach meinem Tode zu dir kommen möge! Erhöre mich und gieb mir mehr, als ich zu bitten und zu verstehen vermag! Amen!" Endlich sagte er: „Der Herr ist mit mir." Und mit diesen Worten hauchte er seine Seele aus.

Am Morgen starb er. Des Abends trugen sie ihn an den stillen Ort, welchen ich euch im Anfange beschrieb, und bestatteten ihn links vom Wege dort auf dem Gottesacker. Als die Missionare aber über seinen Tod nach Berlin schrieben, gaben sie ihm das schöne Zeugnis: „Er war aufrichtig, einfältig, zart und voll Liebe, sehr eifrig und furchtlos und zuversichtlich in seinem Bekenntnisse des Herrn vor Heiden und Muhammedanern und trägen Christen." Er ruhe im Frieden! O daß wir uns im Himmel einmal mit ihm zusammenfänden!

Christliches Verlagshaus, Buchdruckerei, Stuttgart.